

„Als Kulturwissenschaftlerin hinschauen, was da passiert, ganz im Sinne von *curare*“

Birgit Johler, seit 2019 Ausstellungskuratorin am Grazer Volkskundemuseum, im Gespräch mit Johann Verhovsek, Senior Lecturer am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Graz, über die neue Ausstellung im Rahmen der *Steiermark-Schau 2021: wie es ist. Welten – Wandel – Perspektiven*.¹

JV: In den letzten eineinhalb Jahren hat eine völlige Transformation des Grazer Volkskundemuseums stattgefunden, sowohl inhaltlich als auch personell und baulich. Wie war das in den Zeiten der Pandemie möglich?

BJ: Die Planungen haben ja schon im Juli 2019 begonnen. Das heißt, wir hatten zumindest ein halbes Jahr Zeit, um uns als Team zu finden. Wir konnten auch das Gestaltungsteam im Zuge einer kleinen Ausschreibung noch rechtzeitig ausloten. Im ersten Lockdown sind wir dann aufgeteilt gesessen, viele Gespräche mit KooperationspartnerInnen oder LeihgeberInnen haben wir über Zoom organisieren müssen. Aber das Ausstellungsteam war nicht in Kurzarbeit beziehungsweise haben fast alle normal gearbeitet. Es war einfach klar, es gibt diesen Eröffnungstermin *9. April 2021* und wir müssen ihn halten. Natürlich haben wir uns auch den Bedingungen anpassen müssen, einige Aspekte und Teile der Ausstellung haben wir nicht so realisieren

1 Zuvor war Birgit Johler als Kuratorin im Haus der Geschichte Österreich (hdgö) mitverantwortlich für die Eröffnungsausstellung *Aufbruch ins Ungeheure. Österreich seit 1918*, die den Europäischen Museumspreis 2020 gewonnen hat. Mit dem jüdisch-orthodoxen Verein Machsike Hadass realisierte sie die Ausstellung *Nicht mehr verschüttet* zur jüdisch-österreichischen Geschichte in der Wiener Malzgasse. Zuvor war sie im Volkskundemuseum in Wien tätig sowie als freie Kuratorin für andere Museen. Am 4.10.2021 wurde die neue österreichische Ausstellung im Staatlichen Museum Auschwitz Birkenau eröffnet, für die sie ebenfalls als Kuratorin im Team tätig war.

können wie geplant, Corona hatte starke Einflüsse auf die Arbeit. Aber es ist geglückt. Wir haben punktgenau eröffnet und es ist gelungen, in nicht einmal zwei Jahren etwas völlig Neues zu präsentieren.

JV: Welcher Auftrag stand hinter dieser *Steiermark-Schau*?²
Was bedeutet es, eine *Schau* zu kuratieren?

BJ: Der Auftrag war eigentlich weit gefasst. Das Konzept für die *Steiermark-Schau* lautete: Das Museum für Geschichte behandelt die Vergangenheit, die Volkskunde nimmt die Gegenwart in den Blick und das Kunsthaus die Zukunft. Gegenwart war also die eine Anforderung an das Projekt, die andere das Thema Identität. Da bekommt man natürlich ein bisschen Bauchweh als Kulturwissenschaftlerin, bei einem Stichwort, das in erster Linie ein politisches Schlagwort ist. Okay, habe ich mir gedacht, mal überlegen, was man daraus machen kann, damit es für ein volkscundliches Museum und für die Öffentlichkeit interessant ist. Für mich stellte sich die Frage nach der Relevanz, denn mit der neuen Ausstellung wollten wir generell Themen aufgreifen, die da sind, die brennen und uns als Gesellschaft beschäftigen.

JV: Mit dem Titel *wie es ist* habt ihr ja den Auftrag bekommen, eine Diagnose der Jetztzeit anzustellen. Wie setzt man so etwas um?

BJ: Abgesehen von den beiden erwähnten Themenfeldern war ich frei in der Entwicklung der Ausstellung. Der Titel ist etwas verführerisch, denn er macht glauben, dass ein Museum erzählt, wie es ist. Für mich ist der Untertitel wichtiger, nämlich *Welten – Wandel – Perspektiven*. Nach Bausinger ist Identität immer dann von Interesse,

2 Die *Steiermark-Schau* ist die 2021 erstmals unter diesem Namen gezeigte Ausstellung des Landes Steiermark und versteht sich als Weiterentwicklung der Steirischen Landesausstellung (1959–2006) und der Regionale (2008–2012). Unter den Titeln *was war* (Museum für Geschichte), *wie es ist* (Volkskundemuseum), *was sein wird* (Kunsthaus Graz) und *wer wir sind* (mobiler Pavillon) will man die Vielfalt der Steiermark in einer vierteiligen Schau zeigen. Vgl. https://www.politik.steiermark.at/cms/dokumente/12798978_2494255/416de86e/Booklet%20zur%20STEIERMARK%20SCHAU.pdf

wenn sie vermeintlich in der Krise ist. Dann wird Identität wieder starkgemacht von unterschiedlichen Kreisen und Interessensgruppen. Und dieser Befund: Wandel, Veränderung, Krise – das fand ich relevant für den Ort hier, der ja selbst immer wieder in Veränderung war, Krisenzeiten erlebt hat oder sie gar mitgestaltet hat. Im Zentrum des Konzepts stehen Menschen und ihre Lebenswelten in Zeiten von Veränderung, Wandel und Krise. Covid-19 hat nochmals gezeigt, wie aktuell diese Perspektive ist, und wir haben die Pandemie in der Ausstellung als Krisenerfahrung mitgenommen. Es geht auch darum zu fragen, wie ist das Heute geworden, welche Selbstbilder und Repräsentationen existieren in einer wohl situierten Region wie dem Land Steiermark. Das ist auch das Thema im ersten Modul der Ausstellung: die Steiermark als Bildungsregion, als Mobilitätsregion, als Tourismusregion. Was steckt da dahinter, wie ist es dazu gekommen, wer hat Interesse an solchen Bildern und Zuschreibungen und wer trägt zu einer Veränderung bei?

JV: Wenn man an einem solchen Thema arbeitet, dann baut man ja auch wieder ein bestimmtes Bild auf. Wie kommt man damit zurecht, dass man so die Repräsentation quasi autoritär übernimmt?

BJ: Natürlich präsentiert die Ausstellung eine bestimmte Erzählung. Wenn ich zum Beispiel das Thema Mobilität hernehme: Da ging es uns darum, das Selbstbild der Steiermark als ein Land, in dem Mobilität hoch angesehen ist – Stichwort Mobilitätscluster, der viele Arbeitsplätze schafft und große Industrien ermöglicht –, zu hinterfragen. Welche aktuellen gesellschaftlich relevanten Diskurse können wir daran festmachen? Ich denke, es ist Aufgabe von uns als Museum und von mir als Kulturwissenschaftlerin hinzuschauen, was da passiert, ganz im Sinne von *curare*, also sich sorgen, sich kümmern und pflegen, relevante Perspektiven zusammenstellen und öffentlich machen.

JV: Die Widersprüche hast du ja schon formuliert, auf der einen Seite Umweltschutz auf der anderen Seite Mobilität, also etwa Formel 1. Wie geht man mit diesen Widersprüchen in einer Ausstellung um?

BJ: Ich finde, dass uns dies gerade in Bezug auf Mobilität und Formel 1 ganz gut geglückt ist. Für uns war klar, das Projekt Spielberg und die Formel 1 müssen in die Ausstellung, sie sind mit der Steiermark eng verbunden. Da gibt es viele Geschichten, die man erzählen könnte. Uns interessieren aber gerade die aktuellen Verhandlungen zur Beziehung Red Bull Ring, Spielberg und Motorsport, unter anderem die Umweltaspekte, die von vielen hinterfragt werden und wo dann die Politik sagt: Aber Formel 1 schafft Arbeitsplätze für die Steiermark, und das muss auch stattfinden können. Wir haben in diesem Bereich ein Vermittlungstool entwickelt, wo BesucherInnen ihre Position dazu hinterlassen können – ein bisschen wie ein Stimmungsbarometer. Ich finde, es ist wichtig, da eine Sensorik zu entwickeln für Diskurse, die stattfinden.

JV: Was kann deiner Meinung nach ein Volkskundemuseum Besonderes leisten im Verhältnis zu anderen Museumstypen?

BJ: Was uns – und mit *uns* meine ich alle, die im volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Feld arbeiten und sich dem verschrieben haben – verbindet, ist das Gespür für Themen, Diskurse und auch Objekte, die es wert sind, genauer betrachtet zu werden. Und weil du gefragt hast, was der Unterschied zwischen einer kulturwissenschaftlich-ethnologischen Ausstellung und einer klassischen historischen Ausstellung ist: Klassische historische Ausstellungen sind Rückschauen und haben zumeist eine beschreibende Geste. Für uns aber ist doch immer die Perspektive der AkteurInnen wichtig, deren Erfahrungswelten, die Emotionen, die sie einbringen, und deren Handlungen und Mitwirkungen an der Gestaltung von Relationen. Die ethnografische Methode erleichtert uns auch die Auseinandersetzung mit kulturellen Phänomenen der Gegenwart. Und wir haben einen spezifischen Blick auf Dinge, dieses Wissen um materielle Kulturforschung, das Objekte nochmals anders beleuchtet, anders angreift. Da war ja auch meine Vorgängerin Eva Kreissl immer ganz toll. Das, finde ich, ist ein wahrnehmbarer Unterschied zwischen diesen beiden Ausstellungstypen. Ein Beispiel dafür aus unserer Ausstellung ist der Umgang mit Dirndl-Kleidern. Ich wollte sie nie in eine Vitrine geben, sondern wollte die „Lebendigkeit“, um die es da geht, nämlich dieses Selbermachen, das Tragen, das Abändern, in die Präsentation

übertragen. So haben wir mit den Kolleginnen im Haus eine Präsentationsweise entwickelt, bei der man den Eindruck hat, die Trägerin holt das Dirndl gerade aus der Reinigung, hängt es in den Schrank und zieht es morgen wieder an.

JV: Du hast deine Vorgängerin als Kuratorin im Haus, Eva Kreissl, angesprochen. Sie hat in einem Interview gesagt: „Aktualität können andere besser.“ Bist du auch dieser Meinung?

BJ: Also ich würde nicht sagen besser, sondern anders. Natürlich haben Medien den Vorteil, schnell auf etwas reagieren zu können, das ist auch deren tägliches Geschäft. Aber ich finde, auch Museen und vor allem volkskundliche Museen sollen und können aktuell sein. Die Museumstätigkeit hat etwas Eingeübtes, da gibt es bestimmte Schritte, die man beachten muss, wenn in der Ausstellung etwas aktualisiert werden soll. Aber auch Museen und Museumspraktiken können verändert werden, und wenn es die Situation erfordert, lässt sich schnell etwas ergänzen oder austauschen. Dazu ebenfalls ein Beispiel: Wir haben eine Vitrine in der Ausstellung, die das Konzept der Menschenrechte in der Steiermark beleuchtet und deren Entwicklung am Beispiel von AkteurInnen und deren Handlungen nachzeichnet. Es hat sich gezeigt, dass es großes Interesse von Seiten der Öffentlichkeit an dem Thema gibt, und wir sind dabei, eine Aktualisierung vorzunehmen. Also ja, Museen können sehr wohl aktuell sein, aber es ist eine andere Art von Aktualität, als Medien sie praktizieren.

JV: Der Ausstellungstitel *wie es ist* soll ja vermitteln, dass es so etwas wie einen objektiven Standpunkt dazu geben könnte. Will das die Politik?

BJ: Die Politik hat sicher bestimmte Vorstellungen, wie so eine Ausstellung sein sollte. Ich denke, natürlich erzählt man lieber von Erfolgen als von Misserfolgen, aber es war immer die Botschaft an mich: Es geht um eine kritische Reflexion von *wie es ist*. Ich habe eigentlich in der Konzipierung sehr freie Hand gehabt und hatte den Eindruck, da gibt es Interesse und Neugierde an dem, was hier entsteht, und auch Freude darüber, dass der Ort und das Museum jetzt wieder aus der

Vergessenheit hervorgeholt werden. Gerade unter Identität stellen sich viele etwas Spezifisches vor, nämlich Kultur und Geschichte als Mittel zur Identitätsbildung. Ich bin ja schon von einem Ausstellungsprojekt gekommen, wo die nationale Politik darauf geachtet hat, was da entsteht.³ Insofern war ich dafür sensibilisiert, inwiefern da vielleicht Begehrlichkeiten oder Ansprüche und Wünsche im Raum stehen.

Jv: Wie viel Birgit Johler steckt jetzt in dieser Ausstellung?

Bj: [Lacht.] Ich würde schon sagen, recht viel, man nimmt ja die Themen mit wie ein Gepäck. Ich war dreißig Jahre in Wien, habe dort studiert und zwanzig Jahre in Forschungsprojekten und Ausstellungsprojekten gearbeitet, habe mir bestimmte Themen angeeignet, zum Beispiel NS-Geschichte, jüdische Geschichte, Vergessen und Erinnern, politische Geschichte, volkskundliche Heimatproduktion, Museumsgeschichte – Themen, die hier eingeflossen sind. So war mir relativ bald klar, dass ich im Eingangsbereich die Geschichte des Ortes und der AkteurInnen erzählen möchte, weil sie diesen Ort verändert, geprägt haben. Aber wir waren natürlich auch ein Team, das ist wichtig für die kuratorische Situation. Wir haben einen wissenschaftlichen Beirat, der das Projekt immens unterstützt hat, Eva Kreissl hat ebenfalls viel eingebracht, das Thema Glaubenspraktiken in Krisenzeiten ist mit ihr entstanden. Ich habe auch externe Kuratorinnen und Kuratoren eingeladen, bestimmte Teile zu bearbeiten. Zum einen sind sie ExpertInnen auf diesen Gebieten, aber es wäre zum anderen auch gar nicht möglich gewesen, in so kurzer Zeit alles zufriedenstellend zu bewerkstelligen. Eigentlich ist es mir ein wichtiges Anliegen, zu signalisieren, dass das Grazer Volkskundemuseum ein Ort ist, wo Menschen, Ideen und Objekte zusammenkommen, ein Ort, der offen ist und Raum bietet für Kooperationen, Austausch und Begegnungen.

Jv: Der Titel *wie es ist* hat es aber vielleicht auch erleichtert, mit den alten Traditionen des Hauses zu brechen. Wie siehst du diesen Bruch? Wie hast du das erlebt?

3 Birgit Johler war von 2017 bis 2019 Kuratorin im Haus der Geschichte Österreich.

BJ: Also der Bruch – ich spreche lieber von einem Paradigmenwechsel –, der war schon auch intendiert. Die Sammlungen in den volkswundlichen Museen haben unterschiedliche Sammlungsgeschichten, aber es gibt, wenn ich Wien und Graz vergleiche, auch große Ähnlichkeiten in dem, was gesammelt wurde. Ich denke, dass so ein Paradigmenwechsel, was Themen und Objekte anbelangt, notwendig ist, um ein volkswundliches Museum für die Zukunft attraktiv zu machen. Das heißt nicht, dass man den Sammlungsbestand ignoriert, im Gegenteil, aber es ist eben nicht nur die bestehende Sammlung, die das neue Haus jetzt füllt. Dieser Auftrag, den Gegenwartsbezug starkzumachen, aus der Gegenwart heraus zu erzählen, darüber war ich eigentlich sehr glücklich. Wenn der nicht schon da gewesen wäre, dann hätte ich ihn vielleicht so entwickelt. Weil es dadurch möglich wurde, sich von diesem Blick der Volkskunde auf das ländlich, bäuerliche Leben des 19. Jahrhunderts zu lösen.

Jv: Wenn man so einen Bruch initiiert, gibt es da nicht Widerstände? Geht das so klaglos?

BJ: Ich bin sehr glücklich, dass es uns offenbar gelungen ist, viele Freunde des Volkskundemuseums auf die Reise mitzunehmen. Die Rückmeldungen sind sehr positiv und wir haben auch viele neue BesucherInnen gewinnen können, das merken wir jeden Tag. Natürlich gibt es BesucherInnen, die die klassische Sammlung vermissen, und wir haben den einen oder anderen entsprechenden Eintrag im BesucherInnenbuch, aber damit kann ich, können wir eigentlich gut leben, eben weil die Reaktionen sonst mehr als positiv sind. Ich glaube, das zeigt schon, dass es eine gute Entscheidung war, hier neue Themen und damit auch neue Objekte einzubringen. Dass es mitunter nicht so einfach ist, in so kurzer Zeit aussagekräftige Objekte zu finden, das weiß jeder, der im Museum arbeitet. Aber das ist für Außenstehende vielleicht nicht so erklärlich. Mein Zugang war jedenfalls immer: In dem Moment, in dem die Ausstellung eröffnet wird, ist sie nicht fertig, im Gegenteil, da beginnt erst die eigentliche Arbeit.

Jv: Worin besteht für dich die *eigentliche Arbeit*, die jetzt beginnt?

BJ: Der Istzustand ist von uns erst ausschnitthaft unter die Lupe genommen worden, wir schauen dahinter: Wie ist etwas geworden, wie haben sich Selbstbilder, Selbstrepräsentationen entwickelt? Die Ausstellung wird weiter gegenwärtige gesellschaftliche Diskurse aufgreifen, aber auch bestehende Themen vertiefen. Wir verstehen die Institution Museum als eine Agency, die bestimmte Themen, Perspektiven und Sichtweisen in der Gesellschaft stärken möchte. Es haben sich internationale Zusammenschlüsse von Museen formiert, wie Museums for Future oder Museums and Sustainability. Hier verpflichten sich Museen, an der Erreichung der 2015 von der UNO festgehaltenen Sustainable Development Goals mitzuarbeiten. Auch wir hier in Graz möchten da Zeichen setzen. Unter anderem möchten wir ein grünes Museum werden, darauf arbeiten wir hin.⁴

JV: Nochmals zum Thema *Sammeln in der Gegenwart*. Das ist ja mit besonderen Problemen behaftet. Wie sammelt man in der Gegenwart, zumal es hier im Haus ja noch gar keinen Bestand gab und kein Sammlungskonzept für die Gegenwart? Wie wählt man da aus?

BJ: Gegenwart sammeln ist für Volkskundemuseen seit Jahrzehnten ein Thema; wie dies geschehen soll, gilt immer noch als ungelöst. Die Praxis, die wir hier versucht haben, ist dem Projekt geschuldet. Wir haben Sammlungsaufrufe organisiert, teilweise sehr offen gehaltene, teilweise sehr spezifische, natürlich zu Themen der Ausstellung, aber auch zum Thema *Corona und Alltag*. Anfangs haben wir gar nicht gewusst, wie sich das in der Ausstellung niederschlagen wird. Aber für uns war klar, das ist so einzigartig, was uns da gerade allen widerfährt, das müssen wir einfach versuchen, mitzunehmen. Wir sind mit Vertreterinnen anderer Museen in Österreich und Deutschland im Austausch, die ebenfalls zu Corona gesammelt haben und mit denen wir sammlungstheoretische und sammlungspraktische Fragen diskutieren. Die Sammlungstätigkeit zu Corona haben wir dokumentiert,

4 Das Grazer Volkskundemuseum hat innerhalb des Universalmuseums Joanneum (UMJ) den Prozess für den Erwerb des Österreichischen Umweltzeichens in Gang gesetzt. Im Oktober 2021 erhält es als erste Abteilung des UMJ diese Auszeichnung.

sie ist auch auf der Website abrufbar. In internen Sammlungsdiskussionen finden dann Reflexionen darüber statt, welche Objekte tatsächlich in die Sammlung übernommen werden. Ein anderer Neuzugang ist die Wallfahrtskerze der Burgenlandroma, ein Objekt mit vielen Dimensionen, das gut in unsere Sammlung passt, Stichwort Mariazell, Wallfahrtsandenken, aber auch religiöse Praxis, die Geschichte sogenannter Minderheiten, Covid-19. Wegen der Pandemie konnte die Wallfahrt 2020 nicht durchgeführt werden, auf unsere Anfrage hin übergab die Organisatorin die im Vorfeld der Wallfahrt hergestellte Kerze samt Bildmaterial zu früheren Wallfahrten dem Museum. Diese Kerze berührt also viele inhaltliche Ebenen, die nicht nur in *einen* Sammlungsbereich weisen.

JV: Die zentrale Frage ist: Wie wählt man aus?

BJ: Das ist natürlich keine einfache Angelegenheit, aber es gibt eine Checkliste, die festlegt, welche Merkmale ein Objekt erfüllen muss, damit ich es in die Sammlung aufnehmen kann. Es braucht eine geklärte Provenienz, die Objektgeschichte muss gut dokumentiert sein. Unlängst wollte ein Grazer dem Volkskundemuseum ein Schachspiel schenken, das sein Vater in der Gefangenschaft in Russland aus Blech gefertigt hat. Ich habe zunächst ein Gespräch mit ihm geführt, in dem er alles, was er zu dem Objekt weiß, erzählt hat. Wir durften Fotoalben des Vaters scannen, das heißt, es sind auch digitale Objekte zu dem 3D-Objekt eingegangen. Es braucht nicht zwingend die Originalfotoalben, auch die digitale Version ist wertvoll, zumal der Leihgeber sie noch behalten möchte und wir sie jederzeit im Original ausstellen dürfen. Ist die Objektbiografie wenig vollständig, stellt sich die Frage: Ist das Objekt so von allgemeinem Interesse, dass man es trotzdem übernimmt? Ich denke, der Kanon von vor hundert Jahren ist heute nicht mehr eins zu eins anwendbar und die Frage nach neuen Sammlungsfeldern und vielleicht auch neuen Sammlungspraktiken stellt sich immer wieder. Gerade die Sammlungspraxis wird sich durch die digitalen Möglichkeiten, die wir haben, verändern.

JV: Aber die Dreidimensionalität der Objekte bildet ein Alleinstellungsmerkmal von Museen?

BJ: Da muss ich dir teilweise widersprechen. Es gab und gibt in vielen Museen auch umfangreiche Archive oder großartige Fotosammlungen, mit denen man Ausstellungen machen kann. Es war ja ein Teil volkskundlicher Wissensarbeit, mit Fotografie und Fotos zu arbeiten wie auch mit Forschungsmaterialien, also Dokumenten wie Fragebögen, Berichten, Dokumentationen. Die Abneigung von KuratorInnen und Museumsmenschen in Bezug auf sogenannte Flachware habe ich eigentlich nie verstanden. Im Gegenteil, das sind ebenso aussagestarke Objekte. Für mich war sicher die Ausstellung prägend, die ich im Sigmund-Freud-Museum mitgestalten durfte. Da wurde über Vermögensanmeldungen, Steuereingaben, über Ausreiseansuchen, Restitutionsansuchen, Opferfürsorgeansuchen und so weiter von den Schicksalen der verschwundenen Nachbarn Freuds erzählt. Der Architekt hat damals – wie ich finde – eine ästhetisch sehr ansprechende Präsentation entwickelt, die die BesucherInnen gefesselt hat und sie dazu ‚verführt‘ hat, diese Dokumente auch zu lesen. Auch Dokumente sind Zeugnisse von Erfahrungswelten, die gemeinsam mit den anderen Objekten im Raum, auf den Displays und in den Vitrinen Bausteine von Narrativen sind. Wir leben in einer Zeit, in der Digitalität zu uns gehört. Wir sind nicht mehr entweder offline oder online, wie vielleicht noch vor zwanzig Jahren, sondern Online ist Teil unserer Lebenswelt. Und auch Museen müssen sich dieser Entwicklung öffnen. Ich habe gerade ein Interview geführt mit einem Mann, der aus dem Irak geflüchtet ist, und habe ihn gefragt, ob er etwas zum Interview mitbringen könnte, ein Objekt, ein Foto oder etwas anderes, das eine Beziehung zu seinem Leben im Irak hat. Und da sagte er, dass er nur ein digitales Foto von seiner Mutter habe. Das sind einfach Lebensrealitäten, für die wir im Museum offen sein müssen, ebenso wie wir angestammte Praktiken überdenken beziehungsweise den Status von Objekten im Museum mitunter neu bestimmen sollten. Das zeichnet aber auch uns VolkskundlerInnen, KulturwissenschaftlerInnen aus: dass wir methodisch offen sind.

JV: Welche Rolle spielten die Architektur und das Design in der neuen Ausstellung?

BJ: Mein Grundkonzept zur Ausstellung bildete die Vorlage für eine kleine Ausschreibung. Wir haben fünf Teams eingeladen und sind

sehr froh über diesen Prozess, weil das GewinnerInnenteam Michael Rieper, Heidi Pretterhofer und Benedikt Haid das Verständnis von Kultur als Prozess, Gesellschaften in Veränderung am besten übersetzt hat. Die Idee, alte beziehungsweise gebrauchte Vitrinen zu suchen, sie mit einem Metallgestell und mit Rollen zu versehen, hat uns überzeugt. Da kommt auch das Prinzip der Ressourcenschonung dazu. Wir haben auch drei große Vitrinen der bisherigen Dauerausstellung übernommen, das heißt, wir entledigen uns nicht aller Spuren einer Museumsära, die das Haus ja auch geprägt hat. Die bisherige Präsentation hat gut zur ästhetischen Erfahrung der Jahrtausendwende gepasst, die eine Abgeschlossenheit in der Bedeutungsgenerierung vermittelt hat. Aus heutiger Sicht hat sie sehr starr und unveränderlich gewirkt, und das genau wollte ich mit der neuen Ausstellung nicht erreichen. Dieses eher Kühle, Fixierte und Nichtbewegliche wollten wir draußen haben und stattdessen einen hellen, freundlichen Museumsraum herstellen, in dem BesucherInnen miteinander in Beziehung treten können. Das funktioniert sehr gut, wie wir beobachten können. Und mit den Wandpaneelen haben die ArchitektInnen ein System entwickelt, mit dem das Umhängen von Objekten relativ einfach ist. Andere Bereiche in der Ausstellung sind filigraner gehalten – es gibt also hoffentlich genug Abwechslung in der Art und Weise, wie Dinge präsentiert und unterschiedliche ästhetische Bedürfnisse befriedigt werden.

JV: Es gibt ja auch einige partizipative Projekte, die integriert worden sind. Wie wird man das in Zukunft halten? Hast du die Absicht, stärker in diesen partizipativen Bereich zu gehen, also in Richtung eines Soziomuseums?

BJ: Ja, wir haben unterschiedliche Ebenen von Beteiligung entwickelt, etwa im Modul *Die Farbe Steiermark*. Hier haben wir ein kleines Experiment gestartet. BesucherInnen, Objekte und Museumscafé treffen auf neue Art und Weise zusammen. Nennenswert ist auch das Projekt mit Jugendlichen, das gemeinsam mit dem Verein Logo Jugendmanagement, unseren KulturvermittlerInnen und mit Barbara Frischling entstanden ist, die am Kulturanthropologie-Institut Graz zu Digitalität forscht. Mit den Jugendlichen zusammen ist der Ausstellungsraum *be connected* entstanden. Für einen anderen

Ausstellungsbereich haben wir den Arbeitsbereich Bildungstheorie und Schulforschung der Uni Graz eingeladen, diesen zu gestalten, da geht es um die Steiermark als Bildungsregion beziehungsweise um das Bildungsbedürfnis einer Region. Wir haben auch LeihgeberInnen nicht nur als reine ObjektspenderInnen gesehen, sondern haben ihre Geschichte und Perspektive mit in die Ausstellung genommen. Das sind auch nochmals kleinere Schritte in Richtung Teilhabe am Museum und an seinen Themen. Es gibt also sehr unterschiedliche Layer von Partizipation in der Ausstellung, die wir im Sinne eines multiperspektivischen, vielstimmigen Museums weiter ausbauen wollen. Aktuell denken wir darüber nach, wie wir das Menschenrechtskapitel erweitern können, weil es hier in der Steiermark und in Graz viele AkteurInnen und Institutionen gibt, die Interesse an diesem Thema im Museum zeigen, die Anspruch erheben und gerne ‚mitsprechen‘ möchten.

JV: Wo siehst du die Grenzen von partizipativen Projekten?

BJ: Das ist von Projekt zu Projekt zu reflektieren. Ich denke, es gibt grundsätzlich einen kuratorischen Zugang zu einem Thema. Denn es geht nicht darum, alles zu einem Thema zu erzählen, sondern bestimmte Perspektiven zu entwickeln. Aufgaben, Kompetenzen und Methoden von KuratorInnen sind aber auch in Veränderung. Die Kuratorin sehe ich heute auch in einer moderierenden Funktion, als Person, die sich einlassen kann auf einen partizipativen Prozess, der im Verlauf eines Projekts ungeplante Wendungen nehmen kann.

JV: Wie wird diese temporäre Schau in eine Dauerausstellung weiterentwickelt werden?

BJ: Also die Ausstellung ist ja von unserer Seite her nicht als temporäre Schau geplant. Sie wurde zwar im Rahmen der *Steiermark-Schau* konzipiert, aber im Endeffekt, und das wird eine Herausforderung sein für die Kommunikationsabteilung, geht das Volkskundemuseum jetzt in einen Regelbetrieb über. *Wie es ist* ist die neue Ausstellung des Volkskundemuseums. Im Willkommenstext steht, dass sich die neue Ausstellung verändern wird, und wir werden im Herbst erste Veränderungen kommunizieren. Die Message ist: Wir sind nicht statisch und

wir arbeiten weiter an dieser Ausstellung. Schauen Sie wieder vorbei, es wird immer wieder neue Themen und Objekte geben. Wir haben auch nächstes Jahr ein großes Projekt vor, nämlich die Bearbeitung des für das Volkskundemuseum besonders wichtigen Trachtensaals.

JV: Darüber wurde ja auch in den letzten Jahren schon viel diskutiert?

BJ: Ja, der Trachtensaal war ja seit 2003 als Museum im Museum konzipiert. Auf die BesucherInnen wirkt er allerdings eher abweisend denn einladend. Unsere KollegInnen von der Vermittlung berichten, dass der Saal zwar für ExpertInnen aus dem Fach interessant ist, aber Einzelpersonen, Jugendlichen und Kindern vermittelt er sich schwer. Es stellt sich also die Frage, wie man diesen größten Raum des Museums attraktiver gestalten kann. Ich komme aus der Museumsforschung und mich interessiert Viktor Geramb als Volkskundler, als Sammlungspersönlichkeit, als Museumsgründer und der Trachtensaal als volkskundlicher Wissensraum. Diese Aspekte möchte ich gut nachvollziehbar in den Vordergrund rücken.

JV: Zum Begriff des *Volkskundemuseums*. Ist der ein Problem für dich?

BJ: Volkskundemuseum beschreibt als Begriff einen bestimmten Museumstypus und setzt bestimmte Bilder in Gang. Die volkskundliche Disziplin ist eigentlich in Museen und Vereinen entstanden, und volkskundliche Museen waren immer eng mit Forschung und Wissenschaft verbunden. An den Unis haben sich die Institute mittlerweile alle umbenannt, die neuen Bezeichnungen drücken das Selbstverständnis des jeweiligen Ortes und der Ausrichtung des Faches aus. Natürlich kann man sagen, man nimmt den Begriff und füllt ihn mit neuen Zugangsweisen und Themen und Projekten und Kooperationen, wie es das Wiener Volkskundemuseum für sich entschieden hat. Aber ich denke, hier in Graz gibt es bestimmte Rahmungen und Stimmungen, die einen neuen Namen für das Museum rechtfertigen würden. Zumal die Abteilung mit dem Freilichtmuseum in Stübing so etwas wie eine klassisch volkskundliche Museumswelt bereithält und es interessant sein könnte, mit dem Standort hier in Graz etwas

anderes zu signalisieren. Auch die Studierenden tun sich mit dem Begriff schwer. Ja, ich finde, man soll über einen neuen Namen nachdenken, und sehe es als meine beziehungsweise unsere Aufgabe, dies zu diskutieren und zu lösen. Wir sind aktuell in einem Prozess mit dem wissenschaftlichen Beirat und Joanneums-intern, und der ist, würde ich sagen, ergebnisoffen.

JV: Aber es gibt für dich Favoriten?

BJ: Es gibt Favoriten, aber die kochen noch in einem kleinen Kreis. Im Herbst findet ja ein Workshop im Österreichischen Fachverband für Volkskunde zur Namensänderung statt. Ich fand es interessant, diese Diskussion hier ins Volkskundemuseum zu holen, und bin schon gespannt, wie der Fachverband sich entscheiden wird. Aber ich sehe natürlich, wie das Volkskundemuseum, der Ort und der Name, eingeordnet ist, um nicht zu sagen eingeklemmt in Kulturpolitik und in so etwas wie eine Museumstradition.

JV: Du arbeitest in Lehrveranstaltungen mit dem Universitätsinstitut zusammen. Wie siehst du die Situation des musealen Nachwuchses?

BJ: Ich mache sehr gerne museologisch konzipierte Lehrveranstaltungen, zu Museumsforschung, Sammlungsforschung, Ausstellungsanalyse, und bin eigentlich jedes Mal mehr als erfreut von der Begeisterungsfähigkeit der Studierenden. Auch die Studierenden der diesjährigen Lehrveranstaltung haben Feuer gefangen am Trachtensaal und an musealer Arbeit und würden gerne weitermachen. Praktische Museumsarbeit lernt man im Museum, aber Universitäten können sehr wohl Neugierde wecken und auch zeigen, wie wichtig Theorie im Museum ist oder wie Forschung im Museum gemacht werden kann. Forschung und Ausstellung gehören für mich zusammen. Das möchte ich eigentlich für mich und für alle, die im Museum arbeiten, immer möglich machen. Wir haben hier Ansätze in der neuen Ausstellung geliefert, jetzt heißt es weiter forschen.

JV: Vielen Dank für das Gespräch.